

scheint – dort aber, wo tatsächlich spezifisch gefragt und geforscht wird, liefern die Beiträge reizvolle und anregende Informationen und Denkanstöße.

Stephanie Heimgartner

Verena Lobsien: *Jenseitsästhetik. Literarische Räume letzter Dinge*. Berlin (berlin university press) 2012. 438 S.

Die Faszination am Jenseits scheint, auch aufgrund der Unmöglichkeit einer endgültigen und definiten Begriffsbestimmung, ungebrochen. Dies liegt nicht nur daran, dass »Jenseitiges [...] nicht mit unseren dem Diesseits angemessenen Sinnen erfahrbar« (403) ist, sondern auch an der jahrhundertelangen, literarischen und künstlerischen Auseinandersetzung mit dem Thema. Die Literaturwissenschaftlerin Verena Olejniczak Lobsien setzt sich in ihrer Monographie mit der ›Ästhetik letzter Dinge‹ auseinander und richtet sich dabei ausdrücklich an ein interdisziplinäres Lesepublikum mit Vorwissen. Auf der Suche nach einer solchen literarischen ›Jenseitsästhetik‹ fokussiert sie sich auf eine Raumanalyse, verbindet diese aber auch mit narratologischen Aspekten.

Bereits im Vorwort verweist sie auf den von ihr gewählten Ansatz eines Jenseitsbegriffes, der sehr offen verstanden werden möchte. Die folgenden sieben Kapitel wechseln zwischen Einzelanalysen und vergleichenden Untersuchungen mehrerer Werke, dabei geht die fundierte Textarbeit dank eines *close readings* sehr in die Tiefe. Sehr spannend ist ihr anglistisch-germanistischer Schwerpunkt, der literarische Werke miteinander vereint, die nicht zwangsläufig unter eine jenseitsästhetische Definition fallen würden. Eine die bisherigen Ergebnisse zusammenfassende theoretische Skizze ist den Analysen nachgestellt und in das letzte Kapitel integriert.

Vielleicht etwas überraschend in einem solchen Zusammenhang, eröffnet Lobsien die Untersuchungen mit Thomas Morus' *Utopia* (1516), dem Gründungstext der gleichnamigen Diesseitsgattung. Überzeugend kann sie nachweisen, dass die »gesamte Topopoetik« (19) auf einer Projektion des gesellschaftlichen Zustands auf »das Dortige« (19) beruht – eben das Jenseitige. Die Vielseitigkeit des Textes zeigt sich auch in seiner mehrschichtigen Erzählhaltung, den Dialogen und der feinen Ironie.

Am Ende des Jahrhunderts schreibt Edmund Spenser seine *Faerie Queene* (1590) – das Epos, das die englische Renaissance einleiten und mannigfaltigen Nachhall in der britischen Literatur finden wird. Geschickt zeichnet die Autorin die politischen Hintergründe des »didaktische[n] Großprojekt[s]« (74) für Queen Elisabeth I. nach, das in seiner Narratologie die antiken Epen »womöglich zu übertreffen« (89) versuchte. Gerade diese Überbietungsstrategie führt zu einer regelrechten »Rückkehr« zur Pastorage (95) und damit auch zu einer Imagination jenseitiger Orte wie der Insel Utopia.

Danach erfolgt ein großer Sprung hin zu den sieben Bänden von C. S. Lewis' *The Chronicles of Narnia* (1950–56), die in »Grundzügen [an die] christliche Heilsgeschichte« (182) angelehnt sind. Die entworfene Welt von Narnia wirkt vom 20. Jahrhundert aus wie eine »Jenseitswelt« (182) und erzählt innerhalb der eigenen Diegese wiederum von einem weiteren Meta-Jenseits zweiter Ordnung.

Im vierten Kapitel springt die Autorin ins 17. Jahrhundert zurück und widmet sich John Bunyans *The Pilgrim's Progress* (1678). Ähnlich wie in Dantes *Commedia* durchläuft ein christlicher Wanderer verschiedene Stufen des – nun im theologischen

Sinne tatsächlichen – Jenseits. Der Weg wird für den Pilger zur »Metapher spiritueller Erfahrung« (245), während der Text an sich eine religiös-didaktische Funktion erfüllt.

Auch den erst 2011 erschienenen Roman *Blumenberg* der Schriftstellerin Sibylle Lewitscharoff liest Lobsien als »Wegfiktion« (267), da die titelgebende Hauptfigur bis zum Tod vom Rezipienten in ausschweifenden und dennoch prädestinierenden Rückblicken begleitet wird. Der Blumenberg ebenfalls folgende (imaginierte) Löwe wird »suggestiv ins Numinose, Göttliche und irritierend Christusförmige erweitert« (277), wodurch seine Erscheinung zwischen Realität und Imagination zum »jenseitsästhetischen Grundimpuls dieses Textes« (279) wird.

Im sechsten Kapitel beschäftigt sich Lobsien mit gleich drei verschiedenen Schriftstellern und definiert den »Modus« (318) der Pastorale, an den sich bereits im zweiten Kapitel Anklänge fanden und der hier nun motivisch als Leitfaden fungiert. Dieser steht im »Zeichen eines großen Immer-Schon« (319) und thematisiert als »Flucht in eine Welt erträumter Wunscherfüllung« (320) ein idealisiertes Leben, aber auch Tod und Endgericht. Nach dieser Begriffserläuterung werden drei komparatistisch angelegte Einzelanalysen angekündigt – *Die große Angst in den Bergen* (1926) des Schweizer Charles Ferdinand Ramuz, *Arcadia* (16. Jh.) von Sir Philip Sidney und *Der beste Platz der Welt* (2009) von Felicitas Hoppe –, die durch weitere Untersuchungen anderer Werke ergänzt werden. Stets handelt es sich um »Aufbruchsort[e]« (379), die den Übergang von einem Raum zum anderen markieren und auch zugleich »Welt[en] an der Grenze zum Jenseits« (371) darstellen.

Die Autorin knüpft in ihrem letzten Kapitel an diesen Aspekt an und schließt nach einem kurzen Zwischenfazit ihre Textanalysen mit W.G. Sebalds Werk *Austerlitz* (2001) ab. Jenen Roman betrachtet sie als Sonderfall, da es sich um ein nahezu allegorisch aufgeladenes »jenseitiges Diesseits« (402) handelt – in der Rahmenhandlung befindet sich der Protagonist an einem Bahnhof, der weder »Ankunfts- noch Aufbruchsort« (402) verkörpert. Dass gerade dieser Ort die charakteristisch Sebald'sche Jenseitsästhetik repräsentiert, wird treffend herausgearbeitet.

In dieses siebte Kapitel integriert findet sich das Fazit, das eine »Jenseitsästhetik als Topopoetik« (402) zeichnen möchte. Die »absolute Differenz, [die] radikale[] Andersheit dessen, was ›dort‹ ist« (406), erscheint dabei als zentraler Anziehungsfaktor literarischer Auseinandersetzungen mit jenseitigen Welten. Zugleich schließt die Autorin in diesem Schlusskapitel ihren »kleinen Katalog[] der Grundzüge eines jenseitsästhetischen Schreibens« (409) ab, fasst die vorrangig thematisch-motivischen Aspekte zusammen und endet mit einer in den Kontext eingebundenen Analyse der Allegorie als »eines der ältesten topopoetischen Verfahren überhaupt« (416).

Verena Olejniczak Lobsien gelingt es in ihrem umfangreichen Band, eine weitgespannte Ästhetik jenseitiger Räume zu entwickeln. In erster Linie gilt der Anspruch ihrer Monographie den »Fragen, die den Zusammenhang zwischen Literatur, Philosophie, Theologie und Erfahrungswirklichkeit betreffen« (391). Dabei beschränkt sie sich nicht auf den Jenseitsbegriff der klassischen christlichen Tradition, sondern schlägt einen weiten Bogen: Das Jenseits ist für sie sowohl die semantische Opposition des Diesseits, als auch der Begriff für eine »andere Wirklichkeit«. Nachvollziehbar und anhand einer interessanten Auswahl von Primärtexten dargelegt, spannt sie einen Bogen von der Frühen Neuzeit bis ins 21. Jahrhundert. Lobsien richtet sich dabei ein akademisch-gebildetes Lesepublikum, wobei das *close reading* eine Kenntnis der Primärtexte fast unabdingbar macht. Darüber hinaus irritiert die uneinheitliche Übernahme

von Zitaten den Rezipienten – im Falle des frankophonen Schweizer Ramuz wird bei einem Werk das französische Original, bei einem anderen eine englische und wieder bei einem dritten Text eine deutsche Übersetzung herangezogen.

Das hochwertige bibliophile Äußere paart sich mit einem angenehmen Layout, auch wenn man sich den Gebrauch der neuen Rechtschreibung gewünscht hätte. So wird das oftmals inspirierende Lesevergnügen lediglich durch teils pejorativ-wertende Einschübe anderer literarischer Werke (etwa gegenüber der *Harry Potter*-Reihe der Autorin Joanne K. Rowling) getrübt, die im Gegensatz zu einer teilweise starken Aufwertung besprochener Werke und Schriftsteller stehen (erneut etwa im Falle des Schriftstellers Ramuz).

Das an manchen Stellen etwas zu sehr verklausulierte Fazit geht angesichts der unterschiedlich gewichteten Kapitel fast verloren, und so wirkt Lobsiens ambitionierter Versuch einer Jenseitsästhetik in der Gesamtbetrachtung eher wie eine lose Sammlung einzelner reizvoller Aufsätze zu einem zwar spannenden, aber viel zu weit gefassten Thema. Den gut recherchierten und spannend aufbereiteten Einzelanalysen tut dies aber keinen Abbruch – sie lassen jederzeit Lobsiens tiefe Textkenntnis und ihr fundiertes Verständnis für literaturgeschichtliche Zusammenhänge erkennen.

*Solange Landau*

Regine Strätling: *Figurationen. Rhetorik des Körpers in den Autobiographien von Michel Leiris*. München (Wilhelm Fink) 2012. 404 S.

Seit etwa vierzig Jahren entstehen zahlreiche literaturwissenschaftliche Beiträge zu Körperkonzepten und Körperdiskursen, die einer nicht minder umfangreichen Autobiographieforschung gegenüberstehen, ohne dass sich allerdings beide miteinander im Austausch befänden. Dass eine systematische Verschränkung jener Forschungsfelder bisher kaum stattgefunden hat, ist umso erstaunlicher, als mit dem Interesse am Körper sich der Blick auch auf Subjektkonstitutionen im Schreiben richtet, die sich gerade über den Körper als Ort, Kodierungs- und Projektionsfläche von Entwürfen des Selbst erschließen. Ausgehend von dieser Feststellung untersucht Regine Strätlings Studie die »Rhetorik des Körpers« in den Autobiographien des französischen Ethnologen und Schriftstellers Michel Leiris, insbesondere anhand der Werke *L'âge d'homme*, *L'Afrique fantôme* und *La règle du jeu*. Die Autorin demonstriert und analysiert dabei exemplarisch die enge Verbindung zwischen dem Schreiben über den Körper und dem sinnhaften Erschließen biographischer Ereignisse sowie der Suche nach der »Wahrheit des Selbst« (19) und leistet so einen Beitrag dazu, die Lücke zwischen Autobiographieforschung und Körpergeschichte zu schließen, indem sie für die vielschichtigen und teils gegenläufigen Interdependenzen beider Forschungsfelder sensibilisiert.

Der Körper in Leiris' autobiographischen Texten ist vor allem geprägt von Unzulänglichkeiten. Die zentrale These der Autorin ist, dass in der Körperrhetorik, die sich als Reaktion auf jene Mängel entspinnt, sichtbar wird, was sich einer mimetischen Abbildung entzieht: Gerade der mangelhafte Körper könne zum Medium einer »Kommunion von Ich und Welt« (10) werden.

Werkchronologisch beschäftigt sich die Verfasserin im ersten der beiden Teile ihrer Studie mit den autobiographischen Schriften der Zwischenkriegszeit. Parallel dazu